

Wokokipe – In Gefahr

Blue Mountains – Utah

Der Wind fuhr in die Bäume und trug den Geruch der Ponderosakiefern mit sich. Er spielte mit den Blättern der Cottonwoods und wirbelte das erste verwelkte Buchenlaub durcheinander. Weiter oben, am hellblauen Himmel, trieb er kleine Wolkenberge, gleich einer Schafherde, vor sich her. Der Herbst hatte längst Einzug gehalten, hatte die Blätter in pupurot und orange gefärbt. Wenn der Wind in die Baumkronen fuhr, flirrten die Farben durcheinander und es schien, als stünden die Bäume in Flammen. Im Verborgenen bereiteten sich die Tiere des Waldes auf den bevorstehenden Winter vor. Nur das leise Rascheln verriet ihr Tun. Die Tage waren bereits kürzer geworden. Die Sonne hatte an Kraft verloren. Sie stand, an diesem letzten Freitagmorgen im September, noch tief im Osten. Ihr gleisendes Licht wirkte kühl. Es brachte den Tau auf den Hochebenen der bewaldeten Berge zum Glitzern. Der langgezogene Schrei eines Falken, der seine Kreise über der Lichtung zog, erregte die Aufmerksamkeit einer einsamen menschlichen Gestalt. Sie stoppte ihr Pferd und sah suchend hinauf. Die schwarzen Mandelaugen hatten ihr Ziel anvisiert. Der Blick der Betrachterin folgte dem Raubvogel. Wieder vernahm sie seinen Schrei. Das Pferd schnaubte leise. Die junge Navajoärztin atmete tief durch, genoss ihren freien Tag, den Geruch des Waldes, die Schönheit des Landes und die frische, kühle Luft in ihrem hellbraunen Gesicht. Der Wind fuhr in ihr Haar und brachte es durcheinander. Sie lachte. Er tat es immer und immer wieder, seit Lynn Yazzie denken konnte. Der Wind war immer und überall. Der Wind war unsichtbar und wie ein Geist tauchte er auf und verschwand, ganz wie es ihm beliebte. Er erweckte die Bäume und Sträucher zum Leben, verzauberte sie in Fabelwesen. Der Wind war ein mächtiger Geist, der seine jahrtausendalten Spuren überall hinterlassen hatte. Er pfiff durch die Felsenklüfte und summete sehnsüchtige Melodien. Reglos saß Lynn auf ihrem hellbraunen Hengst, der die uralte Zeichnung des Wildpferdes trug, und lauschte. Das Pferd hob den Kopf und drehte die Ohren aufmerksam. Es musste etwas vernommen haben, was kein menschliches Ohr zu hören vermochte. Dann nahm es Witterung auf. Lynn hatte es längst bemerkt und lächelte.

„Der Wald ist voller Geister, nicht wahr, Sequoia“, flüsterte sie.

Beunruhigt war sie deshalb keineswegs. Sie kannte ihr Pferd genau. Sie waren eins. Vielleicht trieb sich ein Raubtier in ihrer Nähe herum, was hier oben, in den Blue Mountains, in Utah, durchaus nichts Ungewöhnliches war. Der Berglöwe, der Wolf und der Bär waren hier genauso zu Hause wie die Dine`, die Ureinwohner dieses Landes, die die Weißen Navajo nannten. Lynn Yazzie ließ ihren Hengst antreten. Der setzte seine Hufe fest und sicher auf den schmalen Sky-Trail, der steil bergab in das Dickicht des Waldes führte. Steinchen lösten sich aus dem Geröll und kullerten leise hinab. Die Stille der Wildnis umgab sie. Die hatte ihren ganz eigenen Sound. Dann zerissen klägliche Schreie die Stille. Es klang, als würde ein Schaf um sein Leben wimmern, so, als würde es jemand quälen. Lynn hielt inne. Auch der Hengst lauschte. Das Tier schrie im Todeskampf. Nur etwa eine Minute später war es merkwürdig still. Der Spuck war vorbei, als hätte es ihn nie gegeben. Doch Lynn zweifelte nicht an ihren Sinnen. Langsam ritt sie in die Richtung, aus der die Schreie gekommen waren. Einige abgebrochene Zweige fielen Lynn auf. Nicht solche Spuren, wie wilde Tiere sie hinterließen. Menschen mussten hier oben sein. Die Bruchstellen an den Zweigen waren noch feucht. Es konnte also noch nicht lange her sein, dass sie abbrachen. Dann meinte sie Hufspuren entdeckt zu haben. Welches Laub war umgekehrt. Lynn stieg vom Pferd und sah sich das genauer an. Sequoia wurde wieder unruhig. Er roch die Gefahr und drängte Lynn zur Flucht. Jemand musste das Tier gerade erlegt haben, dachte sie. Lynn berührte die Erde vorsichtig mit den Fingern. Die Erde war an dieser Stelle feucht. Also war der Jäger, vielleicht auch zwei, ganz in der Nähe. Lynn saß auf. Kurze Zeit später

beherrschte der glatte, rote Felsen den Weg. Lynn überließ ihrem Freund die Führung. Der Hengst wusste genau, was er tun musste, um nicht zu stürzen. Trittsicher bewegte er sich, ohne wegzurutschen, über den Felsen. Die junge Ärztin, die in einem Hospital arbeitete, das früher zum San Juan River Indian Health Service, Moab, gehörte, nutzte gern ihre freien Tage, um in die Blue Mountains zu reiten. Manchmal suchte sie die Einsamkeit. Manchmal war sie mit Verwandten, Freunden oder auch Kollegen unterwegs. Dann benutzte sie den Pferdetrailer, um die etwa zwanzig, fünfundzwanzig Meilen über die Dirty Road direkt in die Berge hinein zu fahren. Die Blue Mountains erhoben sich majestätisch aus der Wüste und wirkten aus der Ferne gesehen dunstig und rauchblau. Im Winter lag der Schnee hier oben so hoch, dass man sich nur mit Schneeschuhen vorwärts bewegen konnte. Selbst die Pferde sanken dann bis zu ihren Bäuchen ein. Deshalb waren die Jäger im Winter mit ihren Schneeschuhen an den Füßen unterwegs. Lynn wusste das ganz genau, denn Vater und Bruder hatten sie manchmal mit auf die Jagd genommen. Es war beschwerlich und kräftezehrend, aber wie ein Zauber. Es war mehr, als der Hirsch, den Mutter zu einem köstlichen Festbraten zubereitete. Es war ihr Leben, ihre Identität, um wieder zu dem zu werden, die sie waren: Native Americans vom Volk der Dine`. Heute war Lynn allein mit dem Pferd. Sie fürchtete sich nicht. Sie war Teil dieses Landes. Mit dem Sonnenaufgang war sie aufgebrochen. Zu deren Untergang wollte sie wieder zu Hause sein. Lynn trug eine geblünte Flanellbluse, darüber eine rote Steppweste. Ihr langes Haar reichte weit über die Schulter hinab. Sie hatte versucht, sich einige blonde Strähnen hinein zu färben, wie es bei den jungen Navajofrauen im Augenblick mode zu sein schien. Das schwarze Haar hatte die Farbe nicht vollständig angenommen, als wäre es mit der Veränderung nicht einverstanden gewesen. So sah es vergleichsweise aus, als befände sich ein Strudel Milchkaffe im Schwarzen. Sequoia, ihr Hengst, wurde plötzlich wieder unruhig. Seine Muskeln spannten sich an. Er stellte die Ohren auf, während seine Nüstern bebten. Aufgeregt sog er die Atemluft ein und stieß sie aus, sodass er schnaufte. Irgend etwas schien tatsächlich nicht zu stimmen. Lynn spürte die Gefahr, vor der sie ihr Pferd warnte. Sie sah sich um und lauschte. Sie konnte Sequoia nicht überzeugen, noch einen Schritt weiter voran zu gehen. Sie stieg ab. Er weigerte sich, ihr zu folgen. Also band sie ihn an einen jungen Baum. Dann ging sie ein paar Schritte weiter, bevor auch sie erstarrte. Auf dem welken, mit Laub bedecktem Boden lag ein totes, gerade frisch aufgebrochenes Schaf. Es war kein wildes Schaf und ein Raubtier hatte es nicht geschlagen. Es waren die Spuren menschlichen Tuns. Immer wieder waren in letzter Zeit Schafe gestohlen worden. Die Züchter hatten bereits Alarm in der gesamten Navajoreservation geschlagen, die Stammespolizei hatte verschiedene Fälle aufgenommen und die Navajo Country Times hatte einen Artikel gebracht. Erst letzte Woche! Lynn hatte es gelesen. Die Navajo redeten sich die Köpfe heiß und die Munition für ihre Jagdgewehre war seit dem ausverkauft. Lynn schüttelte betreten den Kopf, während sie das Tier betrachtete. Dem Tier war die Halsschlagader aufgeschnitten und der Brustkorb aufgebrochen. Lynn erschreck innerlich. Nur das Herz fehlte! Blitzartig sah sich Lynn um und lauschte. Sie war nicht allein! Lynn wurde heiß. Der Jäger hatte das Schaf nicht erlegt, er hatte es getötet. Das war ein sehr seltsames Verhalten. Er musste in der Nähe sein. Lynn fand es sehr eigenartig, dass das Tier kein wildes Dickhornschaf war, sondern ein Haustier, so wie es die meisten Navajofamilien in Herden hielten und züchteten. Das könnte das rätselhafte Verschwinden der Zuchtschafe erklären! Kein Jäger, kein normal denkender Mensch schleppte ein Zuchtschaf hierher. Es musste ein Verrückter sein, ein richtig kranker Mensch. Lynn empfand Abscheu und eine Spur Angst schlich sich in ihre Gedanken, während sie ihren Blick weiter herumschweifen ließ. Sie hatte die Augen und die Ohren des Jägers. Der Hengst hatte Angst und machte Anstalten zu fliehen. Pferde flohen vor dem Geruch frischem Blutes, vor dem Geruch des Todes. Es bedeutete für sie in großer Gefahr zu sein und setzte

ihren Urinstinkt der Flucht frei. Der junge Baumstamm bog sich unter der Kraft des Hengstes. Langsam ging Lynn zu ihrem Pferd. Es war höchste Zeit, diesen Ort zu verlassen.

„Ich weis. Wir werden beobachtet“, flüserte sie ihrem Freund zu. Ihr Herz begann wild zu trommeln und jagte das Adrenalin mit dem Blut durch ihren Körper, als sie das leise Knacken der Zweige vernahm. Blitzartig schoss ein eisiger Schauer in ihrem Körper hinauf, der ihr Blut gefrieren lies. Lynn hörte das Pochen ihres eigenen Herzens, als sie meinte, einen Schatten zwischen den Bäumen gesehen zu haben.

„Wer ist da?“, fragte sie.

Sie vernahm ein dunkles Lachen. Dann tauchten zwei Männer vor ihr auf. Der eine lächelte. Blutspuren waren an seinen Händen und er hielt das Messer noch fest umklammert.

„Sie?“, fragte Lynn erstaunt und zugleich erleichtert.

Der Andere lächelte nicht. Sein Blick war nicht auf Lynn Yazzie gerichtet und seine Gesichtszüge blieben verschlossen. Ihn hatte Lynn auch schon mal gesehen. Sie wusste, das es einer der Navajo Fährtenleser war. Der Hengst rollte die Augen, blähte die Nüstern, scharrte mit dem Huf und zerrte am Halfter, mit dessen Strick er am Baum angebunden war.

„Schön, dass wir uns getroffen haben, Doktor Yazzie. Es wird Zeit, ihr Versprechen einzulösen“, sprach der noch immer Lächelnde, während er auf die junge Ärztin zu ging. Lynn starrte ihn an, starrte in wirre Augen, den eigenartigen, unberechenbaren Blick, der sie zu durchboren schien. Er musste von einem bösen Geist besessen sein, dachte sie. Der Navajo war reglos an seinem Platz stehen geblieben und beobachtete das Geschehen gleichgültig. Als Lynn Anstalten machte, ihr Pferd loszubinden, ließ sie den bösen Geist nicht aus den Augen. Er war ihr zu nahe. Er hinderte sie daran, das zu tun, was sie tun wollte. Er berührte sie mit seinen blutigen Händen. Sie sah das Messer vor ihren Augen aufblitzen. Lynns Aufschrei blieb stumm. Sie rang nach Luft. Der böse Geist lächelte. Es wirkte diabolisch. Er wird mich töten, dachte Lynn, töten, wie ein Schaf! Ihre blanke Ohnmacht entlud sich in einer sekundenschnellen Reaktion. Sie war kleiner als er und nicht so kräftig. Aber sie war schnell. Schneller als der böse Geist. Sie entwand dem Überraschtem das Messer. Der wollte es sich zurück holen. Der Navajo legte sein Jagdgewehr an. Lynn begriff nun endgültig die Absicht dieser beiden Männer. Aber weshalb? Es war wie ein böser Traum. Ihre Angst war zu dem starken Willen geworden, der sie überleben lassen sollte. Solange sie in Bewegung blieb, vor der Mündung verdeckt durch den bösen Geist, konnte sie kämpfen. Sie stach zu, traf nur die Hand, mit der ihr Gegner nach dem Messer griff. Der zischte. Der Hengst wieherte wütend. Der Navajo wartete mit dem angelegten Jagdgewehr. Lynn traf den Mann, der vom bösen Geist besessen sein musste, unbeabsichtigt, im Gesicht. Der stieß einen wütenden Schmerzensschrei aus und griff reflexartig mit der Hand nach dem tiefen Schnitt. Der reichte vom Auge bis zum Kinn. Die Wunde klaffte. Das Blut lief am Hals herab und färbte sein weißes Hemd rot. Er war im Augenblick mit sich selbst beschäftigt und fluchte laut. Lynn zog den Knoten des Anbindestrickes auf und lag bereits flach auf dem Pferd. Der Hengst, endlich befreit, stob davon, bevor der Navajo reagierte. Dann hörte sie das verräterische Pfeifen hinter sich und hörte den Widerhall eines Schusses. Unfassbar! Ein Navajo war auf der Jagd nach einer Navajo! Auch er musste von einem Chindi, einem bösen Geist, besessen sein. Im selben Augenblick hörte sie den Schmerzensschrei ihres Hengstes. Der legte noch ein mal an Tempo zu, gab seine letzten Reserven frei. Er brach durch den Busch, verfiel sich im Dickicht. Er ließ sich dadurch nicht aufhalten. Lynn lag noch immer flach auf seinem Rücken, während die Zweige um sie herum an ihrem Körper zerrten und über ihr zusammenschlugen. Der Schreck trieb ihr erneut Schweißperlen auf die Stirn. Aber sie blieb stumm. Erst jetzt war sie wieder fähig, irgend welche Gedanken zu fassen. Sie konnte nicht glauben, was gerade

geschehen war. Es war so unwirklich. Lynns Arme umschlagen den Hals ihres Pferdes, um nicht im Gestrüpp hängen zu bleiben. Sequoias Fell war nass. Schweißperlen rannen ihm, wie Bächlein, über Augen und Stirn herab. Lynns Knie waren mehrmals gegen hartes Holz gestoßen und schmerzten furchtbar. Der Reiterin war das egal. Sie musste um jeden Preis bei ihrem Pferd bleiben, sonst war sie verloren. Sequoia rang verzweifelt nach Luft und wurde langsamer. Als er endlich zum Stehen kam, sprang Lynn ab. Seine Flanken bebten. Seine Beine zitterten. Das Fell war schweißnass und blutverklebt von seinen Verletzungen. Deutlich sah Lynn den Streifschuss an der Flanke und aus einem Einschussloch, am rechten Knie, sickerte Blut. Lynn flüsterte ihm leise, beruhigende Worte zu und berührte ihn. Unter dem Laub, das den Boden bedeckte, fand sie feuchte Erde. Das und etwas Speichel musste zunächst genügen. Sie schmierte dem Hengst diesen Brei auf die Wunden. Er wird es überleben, dachte sie beruhigt. Lynns Hände hatten sich rot gefärbt. Wie nicht anders zu erwarten, hatte ihr Mobiltelefon keinen Empfang. Sie steckte es weg und führte ihren Freund langsam weiter. Wenn sich die Navajo nicht täuschte, musste in einiger Entfernung vor ihr der Sky Trail sein. Von dort aus waren es nur etwa zwei Meilen, bis zu einer der Wasserstellen.

„Ich denke, es wird dunkel werden, bevor wir zu Hause sind, mein Freund“, lächelte sie gequält.

Der Hengst schien sich tatsächlich beruhigt zu haben. Als sie den Pfad wieder erreicht hatten, hörte Lynn sein Schnauben hinter sich. Erleichterung machte sich breit. Als der Hengst das Wasser witterte, kehrten die Lebensgeister in ihn zurück. Er hatte es plötzlich eilig, wagte aber nicht, Lynn zu überholen. Sie schmunzelte und ging schneller voran. Auch sie war durstig. Beide stillten ihren Durst am klaren, kühlen Wasser. Dann hob der Hengst plötzlich den Kopf und hielt inne. ...